

Grenzgänge auf dem Bass

„These young men have the virtuosity of gods!“, soll Igor Strawinsky bemerkt haben, als er den Bassisten **Richard Davis** erstmals live im Duo spielen hörte, und setzte ihn von nun an bei mehreren Projekten ein. Joachim

Ernst Berendt, Autor von „Das große Jazzbuch“, urteilte: „der vielleicht vielseitigste Bassist überhaupt“. Am 15. April feiert der Grenzgänger seinen 75. Geburtstag. Peter Billaudelle hat ihn interviewt.

Peter Billaudelle Herr Davis, im Vorfeld unseres Gesprächs sagten Sie, man könne Sie jeden Morgen ab sechs Uhr erreichen. Ihr Kollege und Freund Eric Dolphy nannte Sie wegen Ihrer schier unerschöpflichen Energie schon in den Sechzigern „The Iron Man“. Woher nehmen Sie diese Energie?

Richard Davis Ich interessiere mich einfach für sehr viele Dinge. Als Kind war ich schwach und kränkelte oft. Die Aussicht, nicht das schaffen zu können, was andere

schaften, motivierte mich enorm. Ich wollte nicht verhätschelt werden, also sagte ich mir: „Nimm Dich zusammen und arbeite an dir.“

PB Ihr schlanker, biegsamer, warmer Bass-Sound ist auf Hunderten von Aufnahmen zu hören. Mit einigen Musikern haben Sie aber besonders lange und intensiv zusammengearbeitet. Drei davon wollen wir hier herausgreifen: zunächst Sarah Vaughan.

RD Das war mein erstes Engagement in der Topliga des Jazz [1957-62]. Wenn mich jemand fragt, wo ich studiert habe, dann antworte ich: „An der Sarah-Vaughan-Universität.“ Von Sarah habe ich mehr gelernt als von irgendjemandem sonst. Wir hatten damals ein fantastisches Trio mit Jimmy Jones am Klavier und dem Schlagzeuger Roy Haynes.

PB Wie war Ihre Zeit mit Eric Dolphy?

RD Ich begegnete ihm 1961, genau im richtigen Moment. Ich begann damals, Harmonien und Rhythmen zu hören, die ich mit niemand anderem so hätte entdecken können wie mit Eric. Seine Musik gehört mit zu dem, was mich musikalisch am nachhaltigsten beeindruckt hat.

PB Und schließlich noch Ihre Eindrücke



Foto: PR

Biographie

Richard Davis, Bassist, Cellist, Komponist, geboren am 15. April 1930 in Chicago. Ausbildung in klassischem und Jazz-Bass bei Walter Dyett und an der DuSable High School, Chicago. Einer der gefragtesten New Yorker Studiomusiker der 1960er und 1970er Jahre. Aufnahmen u. a. mit Ahmad Jamal, Sarah Vaughan, Eric Dolphy, Stan Getz, Bill Evans, Joe Henderson, dem Thad Jones/Mel Lewis Orchestra, Dizzy Gillespie, Frank Sinatra, Barbra Streisand, John Lennon, Bruce Springsteen u. v. a. sowie mit eigenen Gruppen. Er spielte aber auch unter Leonard Bernstein, George Szell und Pierre Boulez. Seit 1977 Dozent für Bass (Klassik und Jazz), Jazz-Geschichte und Combo-Improvisation an der University of Wisconsin (Madison, USA). Preisträger des „Martin Luther King Humanitarian Award“ (2003).

über einen großen Saxophonisten, der glücklicherweise noch lebt: Ricky Ford.

RD Ich habe 1977 auf Rickys Debütalbum „Loxodonta Africana“ mitgespielt. Er war damals erst Anfang zwanzig, aber man konnte bereits hören, dass er sowohl die Tradition als auch Dinge jenseits davon voll verinnerlicht hatte. Bei unserer ersten Begegnung spielte er im Duke Ellington Orchestra unter der Leitung von Mercer Ellington. Er gehörte zu den Starsolisten dieser Band. Man hatte ihn ausgewählt, weil er imstande war, die große Tenoristen-Tradition dieses Orchesters fortzusetzen, die Tradition eines Ben Webster und Paul Gonsalves. 1997 feierten wir in Paris auf der CD „Total Package“ das 20-jährige Bestehen unserer musikalischen Freundschaft.

PB In einem früheren Interview sagten Sie, dass Sie noch etwa drei Mal pro Jahr in New York auftreten. Stimmt das noch?

RD Mittlerweile nur noch ein bis zwei Mal pro Jahr. Im April spiele ich dort zum Beispiel im „Iridium“-Club zusammen mit meinen Basskollegen Eddie Gomez und Avishai Cohen.

PB Welche klassischen Komponisten und Werke schätzen Sie besonders?

RD Im Moment höre ich Rachmaninoffs „Vokalise“ besonders gerne, und zwar in einer Einspielung mit Anna Moffo, die zu meinen Lieblings-Opernsängerinnen gehört. Auch Erik Satie bewegt mich sehr. Ich spiele seine Stücke auch selbst. Und dann mag ich natürlich die großen Meister: Brahms, Beethoven, Bartók, Strawinsky, Schostakowitsch und den amerikanischen „Third Stream“-Komponisten Gunther Schuller.

PB Mit Strawinsky haben Sie auch selbst gearbeitet. Wie kam es dazu?

RD Gunther Schuller stellte den Kontakt her und empfahl mich. Das war in den sechziger Jahren. Schuller nahm damals musikalische Koordinationsaufgaben für Strawinsky wahr und es galt, drei Konzerte (New York, Boston, Washington B.C.) und eine Schallplattenaufnahme mit der Sängerin Cathy Berberian zu bestreiten. Am Ende der Konzertreihe legte Strawinsky wortlos seine Hand auf meine Schulter.

PB Das muss ein bewegender Moment gewesen sein.

RD Allerdings. Und wissen Sie was? Strawinsky mochte Jazz, und vielleicht tat er

das auch, weil er in mir intuitiv einen Vertreter dieser Musik wahrnahm.

PB Welche Erfahrungen haben Sie mit George Szell gemacht?

RD Da muss ich ein wenig ausholen. Bis Ende der 1950er Jahre war es Schwarzen in den USA unmöglich gewesen, in Sinfonieorchestern zu spielen. Der erste Schwarze in einem US-Sinfonieorchester war der Bassist Ortiz Walton in Boston. Eines Tages schickte mir George Szell ein Telegramm, in dem er mich zum Vorspielen beim Cleveland Symphony Orchestra ein-

„George Szell ging es um Musik, nicht um die Hautfarbe“

lud. Ich bekam das Telegramm aber zu spät – Szell war mittlerweile schon nach Europa abgereist. Nicht lange danach nahm er einen schwarzen Cellisten namens Donald White in sein Orchester auf, was zeigte, dass er nicht von den üblichen Vorurteilen geprägt war. Das schätzte ich sehr an ihm. Ihm ging es um die Musik, nicht um die Hautfarbe. Später ergab sich doch noch eine Zusammenarbeit, als er die New Yorker Philharmoniker als Gastdirigent leitete. Ich war etwa ein Jahr lang Mitglied dieses Orchesters, und in dieser Zeit spielten wir unter vier oder fünf Gastdirigenten.

PB Unter wem noch?

RD Zunächst einmal Pierre Boulez. Und dann natürlich Leonard Bernstein, an dessen „Mass“-Einspielung ich mitgewirkt habe.

PB Sie unterrichten jetzt seit 28 Jahren an der University of Wisconsin. Was reizt Sie besonders am Unterrichten?

RD Das Teilen meines Wissens mit jüngeren Generationen. Meine Vorlesungen über Jazz-Geschichte handeln beispielsweise auch von der Stellung Schwarzer in einer weißen Gesellschaft. Dabei geht es freilich auch um Rassismus.

PB Dieses Thema reicht auch weit in das Phänomen der „Americans in Europe“ hinein – die Bezeichnung für Jazz-Musiker, die es vorzogen, vor allem aus Gründen der Anerkennung für ihre Musik und ihre Person, für einige Zeit in Europa zu leben. Mit zwei der bekanntesten von ihnen, Ben Webster und Dexter Gordon, ha-

ben Sie ebenfalls gespielt. Im Video „Jazz in Exile“ (1982) sagen Sie, dass einer der tieferen Gründe dafür, dass es schwarze Jazz-Musiker nach Europa zog, darin liege, dass die USA weder den Jazz noch die Schwarzen als solche voll akzeptiert hätten. Heute gibt es deutlich weniger „Americans in Europe“. Würden Sie sagen, dass das auf eine mittlerweile höhere Akzeptanz von Schwarzen in der US-Gesellschaft zurückzuführen ist?

RD Nein. In den USA gibt es nach wie vor viele schwerwiegende Rassenprobleme.

Von einem echten Wandel kann man nicht sprechen. Ich bin auch im „Institute for The Healing Of Racism“ von Madison aktiv, das offene Gesprächsrunden veranstaltet, um weiter Aufklärungsarbeit in Sachen Rassismus zu leisten. Wie leicht einen Leute oft abstempeln, erlebe ich manchmal selbst bei Einführungsveranstaltungen mit den Eltern meiner Schüler, denen ich ja die klassische Literatur auf dem Kontrabass beibringen soll. Allzu oft lande ich gleich in der Jazz-Schublade, weil ich Schwarzer bin. Ein Vater sprach mich einmal an: „Sagen Sie, wissen Sie eigentlich, wer Mendelssohn ist?!“ Sie sehen, es gibt viel zu tun ... ■

CD-Tipps

Klassik

Bernstein, Mass (1971); Columbia/Sony

Jazz

Als Leader:

Richard Davis Quartet, Total Package (1997); Marge/jpc

Richard Davis, The Bassist. Hommage To Diversity (2001); Palmetto/Sunny-Moon

Als Sideman:

Sarah Vaughan, Live at Mister Kelly's (1957); Verve/Universal

Eric Dolphy, Out To Lunch (1964); Blue Note/EMI

Booker Ervin, The Space Book (1964); OJC/ZYX

Roland Kirk, Rip, Rig & Panic (1965); EmArcy/Universal